

Dr. Wilhelm Königs
Erläuterungen zu den Klassikern.
144/45. Bändchen.

Erläuterungen

zu

Karl Immermanns Roman

„Der Oberhof“.

Von

Prof. Dr. Ferdinand Hoffmann.

Preis 80 Pfg. — 96 Heller.

Verlag von Herm. Beyer in Leipzig.

Einleitung.

I.

Das Leben des Dichters.

Karl Leberecht Zimmermann wurde am 24. April 1796 in Magdeburg als ältester Sohn des Kriegs- und Domänenrates Zimmermann geboren. Die Familie des Dichters stammte von dem mit Gustav Adolf im dreißigjährigen Kriege in Deutschland eingewanderten Sergeanten Peter Zimmermann ab, der sich auf einem kleinen Hofe in Etgersleben bei Staßfurt angesiedelt hatte, und es gingen aus ihr meist Handwerker und Schullehrer hervor, ein Vorfahr Zimmermanns war Prediger, ein anderer Rektor in Großsalze. Besonders an dem Großvater und Vater des Dichters wird die echt preussische Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit, eiserner Fleiß und Zuverlässigkeit bei selbstloser Bescheidenheit gerühmt, und auch bei unserem Dichter zeigen sich diese Tugenden bei vielen Gelegenheiten. Das Familienleben war daher auch ein äußerst glückliches, und die etwas pedantische Strenge des Vaters, der erst im Alter von 45 Jahren geheiratet hatte, vereinigte sich mit der Heiterkeit und Lebensfröhlichkeit der weit jüngeren Mutter (sie war bei ihrer Verheirathung erst 18 Jahr alt) in schönster Weise, um unserem Dichter und seinen später geborenen Geschwistern eine vortreffliche Erziehung zu gewähren. Auch die äußeren Verhältnisse der im übrigen einfach bürgerlich lebenden Familie gestalteten sich unter der musterhaften Verwaltung des Vaters sehr günstig, ja es wurde sogar für die Kinder ein beträchtliches Vermögen zurückgelegt.

Der Vater erteilte auch seinen Söhnen selbst den ersten Unterricht und verschaffte ihnen in allen Fächern eine so sichere Grundlage des Wissens und gewöhnte sie an eine

so vernünftige Art des Arbeitens, daß sie später das Gymnasium zum Kloster unserer lieben Frauen mit Leichtigkeit und zur Freude ihrer Lehrer durchmachen konnten. So wurde Karl bereits Oftern 1813 nicht nur mit guten Zeugnissen, sondern vor allem als ein mit ausgezeichneten Kenntnissen ausgestatteter Jüngling, der zugleich unter der väterlichen Zucht vorzeitig zum Charakter entwickelt war, zur Univerſität vorlaſſen. Während ſeiner Schulzeit hatte Karl Zimmermann auch bei verſchiedenen Gelegenheiten ſeine dichterische Anlage und Befähigung gezeigt und auch ſeine Neigung für das Theater hatte manche fruchtbare Anregung empfangen.

Nach ſeinem Abgange von der Schule bezog unſer Dichter die Univerſität Halle, um wie ſein Vater die Rechte zu ſtudieren, doch beſchäftigte er ſich daneben auch mit Tacitus, den er ganz beſonders liebte, ſowie mit Ariſtophanes und Horaz. Doch ſchon im Auguſt 1813 wurden ſeine Studien unterbrochen, als Napoleon bei ſeiner Durchreiſe durch Halle die Aufhebung der Univerſität verfügte; denn Zimmermann ſah ſich dadurch gezwungen in ſein Vaterhaus zurückzukehren. Der Vater war jedoch hiermit gar nicht einverſtanden, ſondern ſchickte ſeinen Sohn, den er ſelbſt einer juridiſchen Prüfung unterworfen hatte, ſofort nach Halle zurück, damit er dort weiter ſtudierte, bis er anders über ihn beſtimmte. So ſchieden Vater und Sohn, um ſich nie wieder zu ſehen; denn der Vater ſtarb bald darauf (Karfreitag 1814) während der Belagerung der Stadt durch Lauenzien, der Sohn aber war nach der Schlacht bei Leipzig von der allgemeinen Begeiſterung der deutſchen Jugend mit fortgeriſſen worden und mit Genehmigung des Vaters als Freiwilliger in das erſte Jägerdetachment des Leib-Infanterieregimentes eingetreten. Hier wurde er jedoch von einem hitzigen Nervenſieber befallen und gelangte erſt 1814 zu ſeinem Regimente, als der Feldzug dieſes Jahres bereits zu Ende war; doch war es ihm vergönnt, im Jahre 1815 in den Schlachten von Ligny und Waterloo tapfer und erfolgreich mitzukämpfen. Daher wurde er nach Beendigung des Krieges als Offizier entlaſſen und kehrte in den letzten Tagen des Jahres 1815 nach Halle zur Fortſetzung ſeiner Studien zurück. Obwohl er ſich nun recht wohl bewußt war, daß die lange Unterbrechung ſeinen Studien nicht zuträglich geweſen war, glaubte er doch inſolge des Todes ſeines Vaters ſeine Studienzeit abkürzen zu müſſen, um ſich „ſelbſtändig zu machen und ſein eigen

Brot zu eſſen“, und ſo legte er ſchon 1818 in Halberſtadt ſeine erſte juridiſche Prüfung ab. Er hat jedoch ſtets ſchmerzlich den Mangel an ſicheren und völlig lückenloſen Kenntniſſen bedauert, den ihm die Kürze der Studienzeit verſchuldet hat, und es oft ausgeſprochen, daß er weit mehr hätte leiſten können, wenn er mehr gelernt hätte; und ſo urtheilt auch Guſtav zu Putlitſ in ſeinem Buche: „Karl Zimmermann, ſein Leben und ſeine Werke, aus Tagebüchern und Briefen an ſeine Familie zuſammengeſtellt“, gewiß richtig, daß wohl viele ſeiner Urtheile beſonders über Zeiterſcheinungen und geſchichtliche Fragen, wenn auch weniger kühn und geiſtreich, ſo doch ſicherlich tiefer und beſſer gegründet ſein würden, wenn ſich dieſe neuen Elemente ſeines Wiſſens, die ihm ſein reger Fleiß und ſeine uner müßliche Forſchung beſtändig zuführten, auf dem Boden einer gründlicheren wiſſenſchaftlichen Bildung hätten abklären können, ſtatt daß die friſch gewonnenen Eindrücke oft ſtärker auf ſein Urtheil wirkten, als es ſich mit der vollen Wahrheit verträgt.

Gehe Zimmermann die Univerſität verließ, ſollte er noch die Folgen der unter den Studenten eingeriſſenen Verwilderung erfahren, von denen viele wie er am Kampfe teilgenommen und dann vom Degen wieder zur Feder gegriffen und ſich zwar aus der Weite des Lebens wieder in die Enge der Lehrſtube zurückbequemt, aber den freien und oft rohen Ton des Kriegslebens und manche Roheit beibehalten hatten, die nun zu allerlei unangenehmen Handeln führte. Ein armer Student war von den Mitgliefern der geheimen Verbindung Leutonia auf Grund einer unerwieſenen Anſchuldigung mit Peiſchen gemißhandelt worden; für dieſen ergriff Zimmermann Partei und verfaßte eine geharniſchte Erklärung wider die Urheber des empörenden Vorganges. Dieſe hatte zur Folge, daß dieſe nun über ihn und die Mitunterzeichner ſeiner Erklärung herfielen und ihn dadurch in einen ſehr bedenklichen Zuſtand verſetzten. Zwar brachte ihm ein perſönlicher Bericht über den Vorfall an den König Friedrich Wilhelm III. die völlige Anerkennung ſeines Verhaltens, ja den Beifall des Königs ein, aber viele ſeiner Mitſtudenten wandten ſich trotzdem von ihm ab, und auf dem Wartburgfeſte 1817 wurde ſogar ſeine Entgegnungſchrift: „Ein Wort zur Beherzigung“ verbrannt. Sogar Fouqué, mit dem Zimmermann durch ſeine Gedichte in Verkehr getreten war, ſchickte ihm ſeine Manuskripte zurück und brach den Brief-

wechsel mit der Begründung ab, er habe erfahren, wie „unritterlich“ sich Zimmermann auf der Universität benommen habe.

Diese Widerwärtigkeiten konnten auf den gefestigten Charakter Zimmermanns natürlich keinerlei Wirkung ausüben, wohl aber wurde seine Stellung in der Literatur dadurch beeinflusst: Zimmermann wurde ein abgeflagter Feind der Romantik und führte die Feder gegen die übertriebene Verherrlichung der Antike für deutsches Volksthum und deutsche Eigenart.

Nachdem Zimmermann als Auskulturator (Referendar) in Groß-Nichersleben und Magdeburg gearbeitet und 1819 im Mai die höhere Staatsprüfung abgelegt hatte, wurde er bereits Anfang November 1819 als vortragender Auditor (Militärrichter) beim Generalkommando in Münster angestellt.

Schon in dieser Zeit dachte Zimmermann daran, sich mit einem seiner würdigen Mädchen zu verloben, doch scheiterten alle seine Bewerbungen an dem Widerspruch der Verwandten, die an seiner Jugend und dem Mangel an einer sicheren Stellung Anstoß nahmen. Dadurch fühlte sich der Dichter zurückgestoßen und vereinsamt, und so konnte es kommen, daß die hochgebildete, aber überspannte Elisa von Lügow, geborene Gräfin von Ahlfeldt, die Gattin des in Münster als Brigadefeldkommandeur lebenden ehemaligen Freischarenführers von Lügow, einen großen, aber wenig heilsamen Einfluß auf das feurige Gemüt Zimmermanns gewann und ihn so an sich zu fesseln wußte, daß er vierzehn Jahre lang in ihren Netzen schwachtete, ohne die Kraft zur Lösung des Verhältnisses zu finden. 1824 wurde er Kriminalrichter in seiner Vaterstadt Magdeburg und 1827 Landgerichtsrat in Düsseldorf, aber weder hier noch dort fand er die nötige Ruhe der Seele, und so fehlte auch seinen Schöpfungen das rechte Ebenmaß und die innere Vollendung und infolgedessen seiner vielseitigen literarischen Tätigkeit der rechte Erfolg. In Düsseldorf übernahm er auch auf Grund seiner dramatischen Arbeiten und vielseitigen dramatischen Erfahrungen die Verwaltung des Theaters, um es nach dem Vorbilde des Weimariischen Hoftheaters durch ein vorzügliches Zusammenpiel zu einer deutschen Musterbühne zu erheben, aber die Menge, die seinen poetischen Bestrebungen abgeneigt war oder sie nicht verstand, und der Mangel an Mitteln zwangen ihn endlich, nicht ohne persönliche Verluste, 1837 von der Leitung des Theaters zurückzutreten.

Endlich fand nun Zimmermann den Mut, das all seine Schaffensfreude lähmende Verhältnis zu Elisa zu lösen und er verlobte sich mit der edlen, jugendlichen Marianne Niemeier, der Enkelin des Kanzlers Niemeier in Halle, die er bei einem vorübergehenden Aufenthalte in Magdeburg kennen gelernt hatte. Die Vermählung fand am 2. Oktober 1839 statt und die Ehe war eine sehr glückliche, freilich nur von kurzer Dauer; denn am 25. August 1840, wenige Tage nach der Geburt eines Töchterchens (später Gemahlin des Rechtslehrers Gessden) machte ein Lungenschlag dem Leben des erst 44-jährigen Dichters gerade auf der Höhe seines Glückes und seines Schaffens ein schnelles und plötzliches Ende.

Seine Vaterstadt Magdeburg hat dem Dichter 1899 ein würdiges Denkmal errichtet: es ist ein Monumental-Brunnen aus rotem Sandstein, der vor dem Stadttheater in Magdeburg aufgestellt ist und außer der Büste des Dichters vier herrliche Reliefs mit Szenen aus dem „Oberhof“ — 1. der Hofschulze zeigt Oswald das Schwert Karls des Großen; 2. Oswald und Lisbeth im Walde; zur Seite der Spielmann; 3. das Freigericht von Oswald belauscht und 4. die Rede des Hofschulzen vor Gericht — enthält, das herrlichste und würdigste Denkmal aber hat sich der Dichter selbst im Herzen des deutschen Volkes aufgerichtet: es ist sein Meisterwerk „Der Oberhof“.

II.

Zimmermanns Werke.

Die dramatischen Jugenddichtungen Zimmermanns stehen noch auf dem Boden der Romantik, ja er hat sich überhaupt von dieser nie ganz frei machen können, und besonders waren Calderon und Shakespeare auf diesem Gebiete seine Vorbilder. Hierher gehören „das Tal von Ronceval“, „Ewin“, „Betrarcha“, „Cardenio und Selinde“, „Periander und sein Haus“. In seinen späteren dramatischen Dichtungen wandte er sich selbständiger dem historischen Schauspiel zu und kam dem erstarkten Sinne für vaterländische Geschichte des Mittelalters und besonders dem Interesse für die Hohen-

staufen durch seinen „Friedrich II.“ entgegen, eine „Shakespeare'sche Historie“ mit seinen Absichten, einer eigentümlichen dichterischen Sprache und einem schönen fünften Akte. Zu derselben Art gehören auch die Dramen „Meris“, „Das Trauerspiel in Tirol“ und „Die Opfer des Schweigens“. Im „Merlin“ endlich gibt Zimmermann eine Tragödie nach dem Vorbilde des Faust voll tief sinniger Gedanken und Beziehungen auf die Fragen seiner Zeit. Alle diese Dramen zeigen viele glückliche Anläufe und manchen bedeutenden Charakterzug, verraten aber auch überall das vergebliche Ringen, einen festen dramatischen Boden zu gewinnen, und sind daher fast sämtlich verschollen und vergessen, nur wenige sind überhaupt aufgeführt worden, aber keins mit Glück; selbst die beste und edelste seiner dramatischen Schöpfungen, das Hofe-Trauerspiel, das allein der Nation verständlich bleiben wird, kann bei der Aufführung die ihm anhaftenden Schwächen nicht verleugnen.

Auch auf dem Gebiete des Epos ist Zimmermann mit Eifer tätig gewesen, und es sind hier besonders das komische Märchen „Lulifantchen“ und das Bruchstück „Tristan und Isolde“ (1840) zu nennen. D. Roquette sagt in seiner „Geschichte der deutschen Dichtung“ II, S. 431, darüber: „Er hatte eine rege Phantasie; aber sie kreiste ohne rechtes Maß und ohne ästhetischen Takt, um dann erlahmt auf recht ödem, prosaischen Boden auszuruhen. Er ist mannigfach im Gestaltenbilden, aber seine Gestalten sind unfertig, es fehlt ihnen Innerlichkeit, Gemüt, menschliche Tiefe; es gebriert der Darstellung bei allem Schmuck an lyrischer Kraft.“

Größere Wirkungen erzielte Zimmermann jedoch durch seine beiden Romane „die Epigonen“ (1836) und „Münchhausen“ (1838—1839). In dem ersten machte er das geistige und gesellschaftliche Leben in Deutschland, wie es sich von den Freiheitskriegen an bis zu der unter dem Drucke der Reaktion (der die deutsche Freiheitsbewegung niederhaltenden Gegenströmung von oben her) stehenden Gegenwart gestaltet hatte, zum Gegenstande seiner Darstellung und schuf daraus nach dem Vorbilde des Goetheschen „Wilhelm Meister“ ein Gemälde seiner Zeit, dem es freilich an künstlerischer Abrundung fehlt und das infolge der nüchternen Entfaltung — der Dichter sieht in seinen Zeitgenossen nur Nachzügler einer größeren Zeit, gleich unfähig das Alte zu gestalten wie ein Neues mit Kraft zu erfassen — den Leser kalt läßt.

Einen glücklichen Griff tat endlich Zimmermann in seinem Roman „Münchhausen, eine Geschichte in Arabesten“ (Schlangelinien oder Verzerrungen nach Art der arabischen Laubgewinde), und so schuf er einen Roman, in dem seine Dichterkraft zu freier und selbständiger Entfaltung kam und der dem Dichter für alle Zeiten einen Ehrenplatz in unserer Literatur sichert.

III.

Zimmermanns „Münchhausen“ („Oberhof“).

1. Entstehung und Aufnahme.

Schon während seiner Arbeit an den „Epigonen“ scheint Zimmermann an einem anderen Romane gearbeitet zu haben, in dem vielleicht die ersten Anfänge des „Münchhausen“ zu sehen sind; jedenfalls schrieb sich der Dichter 1830 Stoff zu Fabeln und „rechten Märchen auf, in denen hohe Weisheit und Wahrheit in kindlich scherzender Hülle auftreten soll.“ Aus gleicher Zeit findet sich nach Puttitz in Zimmermanns Papieren die Frage aufgeworfen: „Ob nicht auch ein neuer Münchhausen — es waren seit Bürgers Verdeutschung der Münchhausenschen Abenteuer eine ganze Reihe von Novellen, Schwänken, Erzählungen usw. erschienen, in denen nach Art der Robinsonaden entweder Münchhausen selbst als Hauptperson auftritt oder der Held wegen seiner Aufschneiderien als ein „Münchhausen“ bezeichnet wird — möglich wäre“, und dann folgt die Bemerkung: „Es soll in Südamerika Völkerrassen geben, bei denen der Tod zu einem Akte der Willkür“ geworden ist. Wenn ein solcher Mensch sterben will, so legt er sich auf eine Matte, nimmt Abschied von den Seinigen, heißt sie gehen und stirbt, wann er will“; diese Bemerkung aber findet sich im Münchhausen (I, 12) als Sitte des Indianerstammes im Gebiete von Apapurinaciquinitiquisagua wieder erzählt. Um jene Zeit las Zimmermann fernier Shakespeares „Wintermärchen“, worin ihn der Epigone Autolokus an seinen Freiherren gemahnen mochte, und im Reisejournal von 1831 finden sich bereits vollständige

12. 'Assisen' — Sitzungen der Schwurgerichte.
19. 'Bleicharte' — Weine von blasser Farbe, beson-
ders Ahrweine.
281, 28. 'Kasimir' — leichter Körperstoff aus Kamm-
garn und Baumwolle.
29. 'Schnippentaille' — Schnebentaille.
31. 'à jour gewebt' — mit durchsichtigen Mustern.
35. 'Chatelaine' — Armband mit Anhängseln.
282, 36. 'Parüre' — Schmuck.
38. 'recherchiert' — gesucht, gewählt.
283, 7. 'Imbecile' — Törrin.
27. 'Mirs' — Ansehen.
291, 6. 'Cendrillon' — Aschenbrödel, nach dem bekann-
ten Märchen.
293, 40. 'Kambrif' — weißer Baumwollstoff.
294, 20. 'Juno' — war die Beschützerin der Ehe.

II. Der Gang der Handlung.

Erstes Buch.

Der wilde Jäger.

Erstes Kapitel.

Der Hoffschulze.

Der Hoffschulze ist eben im Begriff, das schadhafte Rad eines Leiterwagens anzubessern. Nachdem er das dazu nötige Eisen an einem hellen Feuer glühend gemacht und auf dem Amboss zurecht geschmiedet hat, legt er es auf das Rad, schweißt es mit mehreren geschickten Schlägen fest und befestigt es mit einigen Nägeln. Hierauf zieht er den Wagen über den Hof weg, um zu sehen, ob der Reifen fest an dem Rade sitzt. Während seiner Arbeit haben ihm zwei Männer, ein Pferdehändler und ein Steuererheber, die vor dem Wohn-
hause unter einer Linde sitzen, zugehört und beginnen nun ein Gespräch mit dem Hoffschulzen, der sein Schurzfell abge-
legt, sich gewaschen und zu den Männern gesetzt hat. Nach
einiger Zeit holt der Pferdehändler seine Geldtase hervor,
zählt 20 Pistolen auf den Tisch und erklärt, mehr könne er
für das Pferd nicht geben, worauf der Schulze ruhig ant-
wortet, dann solle er sein Geld nur wieder einstecken, denn
das Pferd sei nicht unter 26 Pistolen zu haben. Zugleich
erklärt er, vorschlagen sei nicht seine Sache und sei auch im
Handel nicht gut, da sich sonst die Gemüter leicht erhitzen
und leicht beide Teile zu Schaden kämen. Als der Rentant
so sprechen hört, meint er, da der Hoffschulze so gefinnt sei,
würde er doch sicher gern auf die Vorschläge der Regierung
eingehen, die die Korngefälle der Gegend in Geldabgaben
verwandeln wollen, damit kein Teil Schaden hätte. Aber

Zehntes Kapitel.

Von dem Volke und den höheren Ständen.

Der Diakonus verbreitet sich in dem Gespräche noch weiter über den Unterschied zwischen den höheren Ständen und dem „unsterblichen Volk“, das doch der eigentliche Träger des Keimens, Wachstums und Gedeihens sei und in dem sich der wahre Ruhm, die Macht und Herrlichkeit der Nation immer wieder gebäre, da sie dies ja nur durch ihre Sitte, durch den Hört ihres Gedankens und ihrer Kunst und dann durch den sprungweisen Heldeumut sei, wenn die Dinge einmal wieder an den abschüssigen Rand des Verderbens getrieben worden seien; dieses Volk sei ein Riese, der an dem feidenen Fädchen eines guten Wortes sich leiten lasse, es sei tiefmüthig, unschuldig, treu, tapfer und habe sich alle diese Tugenden unter Umständen bewahrt, die andere Völker oberflächlich, frech, treulos und feige gemacht hätten.

Als Begleiter seines jungen schwedischen Grafen, so fährt der Diakonus fort, sei er sehr in Gefahr gewesen, in das überfeinerte und verkehrte Wesen der höheren Stände zu verfallen, er sei ebenso geistreich, halbirt, kritisch und ironisch geworden wie diese, genial in seinen Ansprüchen, aber nicht in seinen Leistungen, bei jeder Gelegenheit unbefriedigt, immer in eine blaue Ferne strebend, voll Weltschmerz und Widerwillen gegen Christentum, Bibel, Staat und Familie, ja, gegen sich selbst; hier aber, zwischen den Originalen seiner Mittelstadt und unter den Bauern, da sei er wieder zu sich selbst gekommen und habe sich einen angenehmen Hausstand gegründet; denn hier herrsche noch ein gesundes Verhältnis der Menschen zu einander, hier gebe es noch wahre Freude und Lustbarkeit, und die werde auch nicht aussterben. Hier habe er sich wieder zurecht gefunden, und vor der Gefahr des Verbauerns schütze ihn der enge Zusammenhang, in dem er noch immer durch stille und feste Fäden mit dem Weltganzen zusammenhänge, nur daß ihn ein wirkliches, nicht, wie früher und bei anderen, ein eingebildetes Bedürfnis zu den Gegenständen hinziehe.

Der Jäger muß den Ausführungen seines Freundes beistimmen, und dieser führt dann noch weiter aus, wie weit die höheren Stände in letzter Zeit hinter dem Volke zurückgeblieben seien, wie wenig sie die Aufgaben begriffen hätten, die nach den Befreiungskriegen an sie herangetreten wären,

und wie wenig sie sich vor allem an unserer aufstrebenden Literatur beteiligt, ja auch nur mit ihr beschäftigt hätten, während sie sich doch gar zu gern als Führer und Träger der Kultur ausgäben und dafür preisen ließen. Das weitere Gespräch der beiden über französische und deutsche Literatur wird plötzlich durch ein heftiges Schreien, ja Brüllen unterbrochen. Der Diakonus forscht nach der Ursache des Auftritts und hört, daß der Küster vom Wagen gestiegen sei, um seine Verdauung etwas zu unterstützen, und daß da plötzlich ein großer schwarzer Hund über den Weg gelaufen sei, den dieser (der Diakonus hatte ihn schon früher als einen ausgemachten Feigling bezeichnet) natürlich für toll gehalten und aus Schrecken darüber die Maulsperr bekommen hätte. Nachdem die Küsterin ihren Mann durch eine tüchtige Backpfeife von diesem Leiden befreit und dieser sich infolge der Versicherung der Magd, daß der Hund gar nicht toll gewesen sei, wieder beruhigt hat, trennen sich der Diakonus und der Jäger, deren Gespräch doch einmal unterbrochen war, doch muß letzterer versprechen, seinen Bekannten einige Tage in der Stadt zu besuchen.

Elftes Kapitel.

Die fremde Blume und das schöne Mädchen. Die gelehrte Gesellschaft.

Noch ganz voll von dem Gedanken über das deutsche Vaterland und seine Zukunft, die er mit dem Diakonus ausgetauscht hatte, streift der Jäger noch einige Zeit in der Gegend umher, bis er in einen von einem klaren Wasser durchrauschten Wiesengrund gelangt und von dort zwischen Klippen emporstiegt. Hier ruht er sich den Arm, fühlt ihn im Wasser und spricht fromme Gelübde ohne Wort. Während er so halb kniet, halb sitzt, blickt er seitwärts und sieht zwischen den Gräsern alte Baumstümpfe halb vermodert aus dem frischen Grün hervorragen. Aus einem von diesen blüht eine herrliche Blume hervor, offenbar eine sonst hier fremde, die durch Zufall hierher getragen und von einer günstigen Sommer Sonne zum Wachsen und Blühen gebracht ist. Als er sein Auge an dem Anblick geweidet und begeistert das fromme Gelübde getan hat, mit Leib und Seele